

Leseprobe aus:
Shila Behjat
Söhne großziehen als Feministin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



**SHILA
BEHJAT**

**SÖHNE
GROSS
ZIEHEN
ALS
FEMI
NISTIN**

Ein Streitgespräch
mit mir selbst

Hanser

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27808-0

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014889



YOU KNOW WHO YOU ARE

INHALT

Der Anfang	9
Frausein heute	17
Feminismus – und jetzt?	43
Söhne haben, Geld und Liebe	59
Mütter, Söhne und Macht	93
Die Ära der Girl Power	117
Eine Suche nach Heldenfiguren	143
Moral Load	157
Männer lieben	171
Weiblichkeit lieben	181
Ein Anfang?	191
Dank	193
Begleiter	194
Anmerkungen	196

DER ANFANG

Wie fing es eigentlich an?

Womöglich so.

Plötzlich legen sich zwei straffe, glatte, weiche Arme um meinen Hals, ziehen mich an ein warmes, süßlich riechendes Gesicht, drücken mich, ganz fest, ganz fest, ganz fest. Ein Kuss auf meine Wange, feucht, klebrig, heiß. »Mama«, sagt eine Stimme. »Du bist die beste Mama der Welt.«

Dieses *Mama*, Ansprache und Funktion zugleich, ist eine Allerweltsbeschreibung. Und doch ein Stück meines innersten Ich. Es gibt in diesem Moment auf diesem Planeten viele, viele Mütter, um genau zu sein, zwei Milliarden, und trotzdem steckt Einzigartigkeit in dem Wort: Für diesen Menschen, dessen zuckrige Wange da an meiner reibt, bin nur ich ebendiese. Für ihn. *Für meinen Sohn*, denke ich ganz verwundert und wie zum ersten Mal.

Ich bin Feministin.

Und ich bin Mutter zweier Söhne.

Ich möchte diese Sätze aus einer Position der Stärke schreiben. Beide.

Mädchen können alles, was Jungs können. Frauen können alles ohne Männer. Mein Leben lang habe ich als Frau einen Kampf gegen Dominanz geführt. Und ebenso gegen die, die diese Dominanz verkörpern. Feminismus, wie ich ihn gelernt habe, stellt als End-Vision auch das Ende des Mannes in Aussicht, auf jeden Fall des weißen Mannes, wie er heute alles und jedes dominiert.

Und nun bin ich also Mutter zweier künftiger Männer. Die auch noch blond sind, mit heller Haut. Wie bin ich hierhergekommen? Und vor allem: Was mache ich jetzt?

Noch ein Kuss, die Arme bleiben fest um meinen Nacken geschlungen. Inzwischen sitzt er auf meinem Schoß, beinahe unbemerkt ist er hinaufgeklettert, jene natürliche Symbiose, die wir eingehen können, wenn unsere Körper Kontakt aufnehmen. Wie zum Beispiel für unsere legendäre *Pyramide*. Um sie in Gedanken aufzubauen, muss ich auch den anderen erwähnen. Den, dessen warmer Körper sich jetzt an meine Seite schmiegt. Gelassen und ruhig lehnt er sich an mich, sucht Nähe, aber nicht mit der Wucht seines Bruders, sondern in seiner ihm eigenen Sanftheit. Das ist mein zweiter Sohn. Er ist der Ältere. Und er sagt jetzt den gleichen Satz, auf seine vernünftige, gutmütige Art:

»Mama. Du bist die Beste. Alles Gute zum Geburtstag.«

Es ist irgendein Moment. Ein Geburtstag, mein Geburtstag, eine Geste meiner Kinder. Und es ist trotzdem kein beliebiger Moment, wenn ich darüber nachdenke, was es bedeutet, in dieser Welt Söhne zu haben.

Es geht in diesem Augenblick an einem Geburtstagsnachmittag irgendwann vor einigen Jahren schlicht nicht nur darum, wie mein Leben für sich genommen verlaufen ist, was es alles für mich geboten hat oder nicht, was für mich nicht funktionierte oder eben doch, wo mir Dinge gelungen sind oder ich versagt habe.

Es geht in diesem Moment um die Wegstrecke, die ich mit den beiden Menschen hinter mich gebracht habe, die mir mehr bedeuten als alles andere auf der Welt. Ja, das kann ich jetzt so schreiben, ich traue es mich, auch wenn ich Angst davor habe, wie pathetisch es klingt. Ich will keinen Mutterkult, erhebe keinen Erhabenheitsanspruch, ich bin nicht

die Person, die meinen Kindern grundsätzlich am besten tut, ganz sicher nicht.

Aber: Fast zehn Jahre lang haben *wir* gemeinsam die Welt erlebt, haben uns in sie hineingestürzt, was bei der ersten ängstlichen S-Bahn-Fahrt mit Baby anfang und damit endete, dass ich den beiden einen Schubs gab und sie an einem Gurt in 500 Meter Höhe über einen See hinweg eine Zipline entlangrasten, mein Herz dabei in die Tiefe sackend. Wir sind zusammen auf einer Reise, ununterbrochen. Und das eben zum Teil in unserer Pyramide. Bei der ich Jonah, den Größeren der beiden, auf die Schultern nehme, oder besser: er vom nächstgelegenen Stromkasten auf diese klettert. Und dann kommt Bo, der Jüngere auf meinen Arm. So können wir gehen, und weitergehen. Und immer weiter. Oder sie sitzen mit jeder Menge Klimbim vor mir im Fahrrad, der Wind fährt uns dreien durch die Haare. Manchmal singen wir vor uns hin. Manchmal kann ich dann verstehen, wie sie die Welt sehen, diese Welt der Erwachsenen mit ihrer Hast, ihren Regeln, ihrer notorischen Ruppigkeit. Dann kann ich mich mit ihnen darüber wundern, was das alles hier überhaupt soll, mit ihnen, mit meinen – Söhnen.

Zweimal erlebte ich, wie die Frauenärztin beim Ultraschall »etwas sah«. Einen Jungen. Und ich, gleich mehrere gendersensible Stufen überspringend, dachte: *Er darf bloß kein Arschloch werden.* Darin steckte kein Schock und keine Trauer. Ich hatte nicht den Wunsch gehabt, eine Tochter zu bekommen. Über die Möglichkeit eines Sohnes jedoch hatte ich auch nicht nachgedacht, und diese Möglichkeit entpuppte sich nun: als eine Aufgabe.

Mit vielen Müttern von Söhnen habe ich für dieses Buch gesprochen, ihre Geschichten darf ich hier teilen. Immer wieder formulierten wir füreinander, wie sehr wir unsere

Söhne neben allem Glück und aller Freude auch als eine Art von seltsamer Aufgabe sahen und sehen. Als die Aufgabe, zu verhindern, dass sie einer *jener* Männer werden.

Erst später, Monate nach den Momenten am Ultraschallgerät der Frauenärztin, entdeckte ich allmählich, wie haar-scharf und ungerecht meine eigenen Genderlinien verliefen, unstrittig entlang des äußeren Merkmals eines Glieds ... und wie sehr ich daran ebenjene Verurteilung knüpfte, deren Pauschalität wir Feministinnen doch immer entrüstet von uns weisen. Nur, weil ich eine Frau bin, heißt das noch lange nicht: Das. Dies. Und jenes. Aus dem künftigen Mann in meinem Bauch schloss ich schlicht das Fürchterlichste, so viel ich auch theoretisch über die Konstruiertheit von Geschlecht wusste.

Ein künftiger Mann im Bauch einer Feministin!

Die Gedanken entwickelten sich wie Snapshots: vor der Geburt, nach der Geburt, beim Wickeln, beim Stillen, den Sohn an meiner Brust: *ein Mann. Ein Mann!* Ein Mann, dessen Männlichkeit mir wortwörtlich in Händen lag. Der mir ausgeliefert war, den ich versorgte, dem ich noch viele Jahre lang helfen würde, über den ich nachdenken, mit dem ich mitfühlen würde. Ein Mann, den ich, ohne selbst viel darüber zu wissen, notgedrungen darauf vorbereiten würde, wie es sein würde, als Mann in dieser Welt zu leben. Oder eben gerade doch nicht als Mann? So scharf meine unreflektierte, spontane Geschlechtereinteilung zum Zeitpunkt des Ultraschalls eingestellt war, so akut beschlich mich nach und nach das Gefühl, dass nicht das Geschlecht der entscheidende Faktor im gemeinsamen Leben dieser Menschen mit mir sein würde. Sondern, ja, womöglich, was andere damit taten und daraus machten.

Und das wiederum kannte ich als eine um Gleichstellung

Kämpfende ja eigentlich gut. Ich kannte das Lebensgefühl, ständig zu wünschen, zu wollen und zu hoffen, für *die eigene Art* geschätzt und gesehen zu werden – hat Humor, ist interessiert und zugewandt, mag den intelligenten Schlagabtausch, solche Dinge – und dann immer wieder festzustellen, dass andere mich zuallererst als das eine wahrnehmen: als eine Frau.

Von alldem erzählt mir mein Geburtstag mit diesem einen kleinen großen Moment der Liebesbekundungen meiner Söhne an mich als ihre *Mama*. Er erzählt mir davon sogar noch auf andere Weise. Denn der Tag damals nimmt noch einen völlig anderen Verlauf. Es gibt Kuchen, wir sitzen auf einer Dachterrasse, Freunde sind auch da, wir stoßen an, erzählen. Immer wieder schweift der Blick über die Stadt. Und der Zucker beginnt zu wirken. Die Freunde haben eine kleine Tochter, die am Sofa entlangdruckst, vermutlich malt sie etwas. Meine Jungs jedoch sind hochgejazzt, sie beginnen zu rennen, dann kommt bald schon die nächste Stufe: Rangeln, wobei sie sich wie Ringer an den Oberarmen greifen und hin- und herziehen. Das jedoch bekomme ich nur beiläufig mit, denke mit einer Spur wohliger Trägheit: Ach, lass sie doch heute mal. Doch dann plötzlich Streit. Ein wütender Ausruf. Und plötzlich schmerzzerfülltes Weinen. Und eine sprudelnde, heftige Platzwunde an der Stirn.

Es ist der Ältere, der Sanfte, der, bei dem ich mich immer frage, ob ich ihn auf irgendeine geheimnisvolle Weise »zu lieb« erzogen habe – eine Frage, die für dieses Buch entscheidend ist –, wobei zugleich klar ist, dass ich mir die künftigen Männer empathisch und einfühlsam erhoffe, in der Lage, anderen Raum zu eröffnen, statt ihn voll einzunehmen. Zugleich fühle ich jedoch immerzu, dass die Welt, in die ich diese beiden künftigen Männer gesetzt habe, solches Verhalten

keineswegs belohnt. Ganz im Gegenteil. *Ein Junge ohne einen gewissen Killerinstinkt droht unterzugehen*, denke ich manchmal, ertappe mich dabei, es zu denken. Ich kann kaum glauben, dass ich einen Satz über *Jungen und Killerinstinkte* auch nur schwarz auf weiß festhalte.

Aber nach zehn Jahren als Mutter von Söhnen und gleichzeitig als Frau, die sich als Feministin versteht und ihr Leben in vielen kleinen und großen Entscheidungen danach ausgerichtet, ihr Leben dafür eingesetzt hat, das auch in Tat und Wort zu sein, enthält er eben eine Einsicht, die mich schier zerreißt. *Killerinstinkte. Ich wünsche meinem Kind Killerinstinkte, weil es ein Junge ist.*

Und da steht der ältere, Sanftere der beiden an meinem Geburtstag auf der Dachterrasse nach dem Rangeln also plötzlich vor mir, das schöne Gesicht mit den großen Augen, den großen Lippen und den großen Zähnen schmerzverzerrt. Das Blut fließt ihm von der Stirn auf sein T-Shirt. »Bo hat mich gepackt und geschubst!« Mitten auf die scharfe Tischkante. Und ebenjener Zweite ist immer noch am Ort des Unglücks, sein Gesicht trotzig, wütend. *Das hat er verdient*, sagt seine Miene.

Erst kann ich mich noch zusammenreißen. Der Notarzt kommt, die Wunde wird versorgt. Doch dann bricht es aus mir heraus. Ich bin auch wütend, und zwar ungeheuer wütend. Ich packe Bo am Arm. Ich schimpfe und schreie auf ihn hinunter. Ich, eine fast vierzigjährige Frau, schreie ihn, einen gerade einmal Siebenjährigen, an. Wie kann er nur, ob er denn spinnt. Ob er weit, was er da Schreckliches getan hat, als er seinen Bruder schubste. Wie furchtbar gefährlich das war und wie gemein von ihm. Gemein, bösartig!

In diesem Moment tatsächlich selbst ohne jegliche Empathie und Erbarmen möchte ich nicht nur, dass mein sie-

benjähriger Sohn versteht, was er getan hat. Sondern ich rede mich derart in Rage, dass ich erst viel später begreife, als ich im Bett liege – die Wunde getapt, der Schreck überstanden, die Brüder versöhnt, meine Geburtstagstorte mit einer Verzögerung von drei Stunden zu Ende gegessen –, dass ich gegen eine Angst angeschrien habe. Dass ich, die ihrem Sohn, um als Mann zu überleben, unbedacht etwas so Absurdes wie *Killerinstinkte* wünscht, zugleich panische Angst habe, dass mein Sohn zum Aggressor geworden sein könnte, dass der Anfang seines Daseins als Aggressor genau hier und jetzt bei der Gewalt gegen seinen eigenen Bruder hätte liegen können.

Wie würde er dann erst später mit anderen Menschen umgehen, mit Frauen? Mit Schwächeren?

Danach fragt dieses Buch. Und es nimmt auch mich in den Blick, die panisch und wütend und hoffnungsvoll diese Fragen stellt.

FRAUSEIN HEUTE

Frauenkörper

Ich möchte meine Söhne beschützen. Und zwar unter anderem auch vor meinen eigenen Verallgemeinerungen: davor etwa, dass ich sie so sehr als Söhne, und damit als Männer, wahrnehme und nicht einfach als Kinder.

Und trotzdem stimmt ja etwas an meiner Emotion. Ich will meine Söhne auch davor beschützen, in ein System hineingeboren zu sein, in dem ich pauschal als Frau betrachtet werde und deshalb Angst haben muss, nachts allein durch die Straßen zu gehen. Angst nur, weil es Männer gibt. Aber gleichzeitig wünsche ich meinen Söhnen, dass sie bitte nicht pauschal verdächtigt werden, eine Gefahr zu sein, allein, weil sie Männer sind. Denn ich weiß ja, dass sie mehr und anders sind, wie wir alle das sind – aber was bedeutet das in einer Welt, die ja doch ganz allgemein und pauschal mit Gewalt und Geschlechterungerechtigkeit zu kämpfen hat?

Wieder und wieder ertappe ich mich dabei, wie ich glaube, in ihnen Zeichen und Anfänge zu sehen, die sie zur Gefahr, zu einem »dieser Männer« machen. Diese Männer, die ich mein Leben lang gefürchtet und bekämpft habe.

Meine Angst vor Männern, meine Kritik an ihnen – mein gesamtes, ich muss es so nennen: *Feindbild* – beginnt sozusagen an meinen Rändern, beginnt an dem an mir, was von außen sichtbar ist. Eine Frau, man sieht eine Frau. Bei allen Versuchen, die Genderlinie nicht hart zu ziehen, muss ich

in dieser meiner Gestalt trotzdem einer Lebenswirklichkeit ins Gesicht sehen: Die Welt ist für mich gefährlich, weil ich eine Frau bin. Und sie ist für mich als Frau gefährlich, weil es Männer gibt. In jeder Faser des Körpers steckt das fest. Wann habe ich zum ersten Mal die Mahnung gehört, nachts nicht allein durch die Straßen zu gehen? Vermutlich, als ich das erste Mal nachts durch die Straßen gehen wollte. Die Kralle mit dem Schlüsselbund, die Straßenseite wechseln, einmal, zweimal, dann noch mal. Der Selbstverteidigungskurs in meiner Grundschule, der *Grundschule*, weil einem Mädchen auf dem Heimweg von einem Mann aufgelauert worden war. Jede Frau kennt die Erwartung, eines Tages Opfer von Gewalt zu werden, so sehr, dass diese einen Lebenszustand darstellt. Oder, wie es die Philosophin Ann Cahill beschreibt: »Obwohl ich selbst kein Opfer von Vergewaltigung bin, hat die Gefahr der Vergewaltigung einen tiefgreifenden Einfluss auf die Struktur und Qualität meines Lebens.«¹

Nachdem ihr Vergewaltiger vor Gericht freigesprochen worden war, notierte Rebecca Walker, auf die der Begriff der »Dritten Welle« des Feminismus zurückgeht: »Ich schreibe dies hier als einen Appell an alle Frauen, vor allem aber an die Frauen meiner Generation: Werdet wütend, wenn die Erfahrungen von Frauen nicht ernstgenommen werden. Verwandelt eure Wut in politische Macht. Wählt sie nicht, solange sie nicht für uns arbeiten. Schlaft nicht mit ihnen, brecht nicht das Brot mit ihnen, ernährt sie nicht, wenn sie nicht eure Freiheit unterstützen, selbst über eure Körper und eure Leben zu bestimmen. Ich bin keine postfeministische Feministin. Ich bin die Dritte Welle.«²

So lang schon, so global, so universell leben Frauen in diesem Zustand der Bedrohung, dass es längst von der Selbstidentifikation als Frau nicht weit ist zum Feindbild Mann.

»Der moderne Anspruch an neue Männlichkeit ist gar kein so großer: Bitte bringt weniger Frauen um«, twitterte Sebastian Hotz alias El Hotzo im Frühjahr 2023. Und gleichzeitig weiß jede Frau und jede non-binäre Person natürlich im Innersten auch, dass es nicht zu diesem Äußersten für jede:n von uns kommen muss und seine potenzielle Gewaltsamkeit dennoch alles durchdringt. Angela Saini beschreibt in ihrem Buch *Die Patriarchen*, dass die Dominanz des Mannes ein Konstrukt ist, das aufrechtzuerhalten vieler einzelner – in meinen Worten – Mikro-Aggressionen bedarf.³ Zugleich erhält sich eben auch das Feindbild Mann aufrecht durch die vielen kleinen Bedrängungen, Erniedrigungen, die ständige Erinnerung an diese.

So viele meiner Erlebnisse als Frau fügen sich ein in diese Ungleichheit. Ich als Volontärin, die anders als die männlichen Kollegen erst einmal zum persönlichen Kaffee mit dem Vorgesetzten geladen wird. Ich als junge Redakteurin, die in der Gehaltsverhandlung gesagt bekommt: »Aber dein Freund verdient doch gut.« Ich später beim Fernsehen, als mir mitgeteilt wird, ich hätte zehn Jahre früher in den Bereich wechseln sollen: »Ab sechsunddreißig wird es schwer für eine Frau vor der Kamera.« Ich als Frau, die in Ruhe und Sicherheit durch die Straßen gehen und dabei nicht klein gemacht, exotisiert und sexualisiert werden möchte ... die also schlichtweg immer wieder darum kämpfen muss, als *Mensch* wahrgenommen zu werden und nicht zuerst als *Frau*, und die wieder und wieder realisieren muss, dass das unmöglich ist. Mit den harten Worten von Rachel Cusk ist man als Frau eben wie kontaminiert, eine »verstrahlte Kreatur«: Wer davon ausgehe, eine Person *und* eine Frau zu sein, sei wie ein Mensch mit Alkoholsucht, der an die Idee maßvollen geselligen Trinkens glaube.⁴

Erschütternd klar antwortete der Kulturtheoretiker Klaus Theweleit 2021 im Deutschlandfunk zur Neuauflage seiner berühmten Studie aus den späten Siebzigerjahren *Männerphantasien* auf die Frage, ob ihn wundere, dass diese noch immer aktuell sei: Nein. Das Problem seien nach wie vor die Männer. Vieles, was Gewalt befördere, sei noch in ihnen angelegt. Und zwar – und hierin liege ein Unterschied zur weiblichen Aggression – eine Art von Gewalt, die die Zerstörung des anderen zum Ziel hat. Vor allem aber müsse er schlicht feststellen: Die Männer, sie hätten sich so gut wie nicht verändert.

Generation Badass

Als Frau meiner Generation, ein gutes Dutzend Jahre jünger als die 1969 geborene Rebecca Walker, bewege ich mich zwar weiterhin im Zustand der Bedrohung durch männliche Gewalt, wähne mich jedoch keineswegs immer nur im Konflikt mit dem Patriarchat. Das Ausbeutungsverhältnis hat sich verändert und zumindest an der Oberfläche zivilisiert: Meine Generation besteht aus den ersten Mädchen, in die kollektiv massive Hoffnung abseits des Kinderkriegens gesetzt wurde. Wir sind's, die Powerfrauen. Badass Bi***es!!!!